

Horst W. Gömpel
Marlene Gömpel

...angekommen!



Preußler
Verlag



*Horst W. Gömpel
Marlene Gömpel*

...angekommen!

*Vertrieben aus dem Sudetenland
Aufgenommen in Nordhessen
Vereint in der Europäischen Union*



Mit vielen Zeitzeugenberichten, Fotos und Dokumenten

Eine Leseprobe

Mit freundlicher Genehmigung der Autoren

Horst W. Gömpel und Marlene Gömpel

Beilage zum Grenzgänger Nr. 73

VI. Das Schicksal der Dagebliebenen

„Bis 1947 war es für etwa 2,9 Millionen Sudetendeutsche ein schweres Schicksal, aus der Heimat vertrieben zu werden. Noch schlimmer traf es aber all diejenigen, die als Männer im Alter von 14-60 Jahren und Frauen im Alter von 15-50 Jahren in Lagern als Zwangsarbeiter/innen noch viele Monate „ein elendes Leben fristeten, bis auch für sie die Stunde der Erlösung schlug und sie entweder starben oder das jetzt als Glück empfundene Schicksal der Vertreibung erfuhren. Die Zahl der vom Schicksal und ihren Peinigern so Geschlagenen wird bis auf 350.000 geschätzt.“⁴²⁶⁾ Nicht ausgewiesen wurden all diejenigen, die wichtige Positionen in der Wirtschaft innehatten, hier spielten rein ökonomische Gründe eine Rolle. Bleiben durften Sudetendeutsche, die sich als Antifaschisten ausweisen konnten oder in Mischehen mit Tschechen lebten. Sicherlich waren sie angesichts der wilden und organisierten Vertreibung ihrer Nachbarn zunächst froh, im Lande bleiben zu dürfen. Aber eine große Enttäuschung folgte umgehend. Beate Schlanstein führt in dem Buch „Als die Deutschen weg waren“ dazu folgendes aus: „Die einen haben die Vertreibung aus der Heimat erlebt, die anderen, die ‚Dagebliebenen‘, die Vertreibung aus der eigenen Sprache und Kultur. Alle berichten vom Gefühl großer Fremdheit, von Argwohn, von Verletzungen und Bitterkeit – und von den Anstrengungen, in einem politischen verordneten Zusammenleben eine eigene Identität zu finden.“⁴²⁷⁾ Die deutsche Sprache war in der Öffentlichkeit verboten, alles Deutsche wurde bis hin zu den Ortsnamen radikal beseitigt. Eigentum und Besitz wurden willkürlich von den Neuansiedlern weggenommen und 1948, nach der kommunistischen Machtübernahme, komplett verstaatlicht. B. Schlanstein stellt weiter fest: „Bei den Dagebliebenen (...) rufen die Fragen nach diesem Ende des Krieges Emotionen wach, die für sie schwer auszuhalten sind. Schmerz und Demütigung, Scham und Schuldgefühl.“⁴²⁸⁾ Die dagebliebenen Sudetendeutschen mussten über 20 Jahre ihre deutschen Wurzeln verleugnen! Hinsichtlich der staatlichen Zielsetzung über den Verbleib der Sudetendeutschen stellt Adrian von Arburg folgendes fest: „Die Frage, was mit den restlichen Deutschen geschehen sollte, versuchte Prag in den Jahren 1947/48 durch eine Art ‚inneren Abs Schub‘ zu lösen. Mittelfristig sollten alle verbliebenen Deutschen aus den Sudetengebieten familienweise in den traditionell tschechischsprachigen Landesteilen ‚zerstreut‘ und assimiliert werden.“⁴²⁹⁾ Die deutsche Minderheit in Zahlen:⁴³⁰⁾ 1950: **165.000** 1961: **140.000** 1991: **50.000** 2001: **40.000** 2011: **18659** (ČR).

Die Zahlen zeigen eine stete Abwanderung nach Deutschland. Erst in den 50/60er Jahren erhielten die verbliebenen Deutschen ihre staatsbürgerlichen Rechte und erst im Jahr 1968 erhielten sie die volle Gleichberechtigung mit anderen Minderheiten in kulturellen Fragen. Ab 1990 wurden die Deutschen in kulturellen und sozialen Aktivitäten durch staatliche Institutionen unterstützt. So existiert heute die ‚Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien‘.⁴³¹⁾

426) Jansche, R.: Damit kein Gras drüber wächst, S. 448

427) Schlanstein, B., in: Als die Deutschen weg waren, S. 16

428) ebenda, S. 9

429) v. Arburg, A., in: Als die Deutschen weg waren, S. 201

430) ebenda

431) Informationen zur politischen Bildung Nr. 276: Tschechien, S. 38

Als ich dieses Thema des Buches Ende September 2013 bearbeitete, erfuhr ich von einem neu erschienenen Buch mit dem Titel ‚bei uns verblieben – zůstali tu s námi‘ mit 14 Berichten über Sudetendeutsche, die in ihrer Heimat geblieben sind. Meine Buchhandlung konnte das Buch nicht besorgen. Da das Buch von der Bürgerinitiative Antikomplex, Prag, mit der ich zu dieser Zeit schon in regem Kontakt stand, erstellt worden ist, wandte ich mich telefonisch an Ondřej Matějka. Er teilte mir mit, dass das Buch in Deutschland noch nicht im Verkauf sei, war aber auf meine Bitte hin bereit, ein Exemplar umgehend zu senden. Nach wenigen Tagen hatte ich das Buch zur Verfügung. Neben der Schilderung der Nachkriegsereignisse in der ČSSR und den allgemeinen Lebensbedingungen der verbliebenen Deutschen werden vierzehn Einzelschicksale von Zeitzeugen dargestellt. Das Buch bestätigt die oben gemachten Ausführungen und stellt zusammenfassend fest: „Die politischen Repräsentanten der Nachkriegs-Tschechoslowakei hatten sich zum Ziel gesetzt, die deutsche Minderheit im Land – um es mit dem von Edvard Beneš geprägten Wort zu sagen –, auszuliquidieren“, also nur so viele (oder besser gesagt: so wenige) Deutsche (unverzichtbare Fachkräfte oder anerkannte Antifaschisten) zu belassen, dass sie langfristig nicht zur Reproduktion der deutschen Identität in der Lage sein würden. Eine so kleine und geographisch so zerstreute Minderheit also, dass sie sich innerhalb einiger weniger Generationen unweigerlich assimilieren würde. Beim Blick auf die Entwicklung der verbliebenen deutschen Gemeinschaft können wir nur feststellen, dass die damaligen Politiker ihr Ziel erreicht haben. Die deutsche Minderheit als eine traditionelle und kontinuierlich existierende Gemeinschaft, die über Jahrhunderte hinweg die Kultur in Böhmen und Mähren mitprägte, steht seit Beginn der Achtzigerjahre vor dem Untergang.“⁴³²⁾

Aus der Chronik von Rochlitz im Riesengebirge ist zu entnehmen, dass 1946 mehrere Hundert Deutsche, meistens Facharbeiter, zur Aufrechterhaltung der Produktion in den Betrieben bleiben mussten. Ausreisebewilligungen wurden erst ab dem Jahr 1966 erteilt, oft viele Jahre nach der Antragstellung. Im Jahr 1968 lebten dort noch ungefähr 300 meist ältere Deutsche. Ihr Schicksal wird wie folgt beschrieben: „Auch die Daheimgebliebenen wurden innerlich entwurzelt; Tschechen bewohnten die Nachbarhäuser und beachteten die älteren Rechte nicht, die Verständigung mit den Behörden erforderte Tschechisch-Kenntnisse, die nicht immer vorhanden waren. Die zurückgebliebenen Deutschen waren jahrelang vielerlei Drangsal ausgesetzt.“⁴³³⁾

Von Daheimgebliebenen haben wir zwei Zeitzeugenberichte erhalten. Für sie war es eine schwierige Aufgabe, auf unsere Bitte hin schriftlich die schicksalhaften Ereignisse in deutscher Sprache aufzuschreiben. Die beiden Frauen haben wir persönlich bei unseren Aufenthalten in Tschechien im Jahre 2013 kennen lernen dürfen. Mit den beiden anderen Personen haben wir telefonische Gespräche geführt. Wir bedanken uns ganz besonders für ihre Beiträge und die Zusendung von persönlichen Fotos.

432) Antikomplex: bei uns verblieben, S. 98 f.

433) Pichler, H.: Die alte Heimat – Rochlitz, S. 653

Peter Moučka, Weipert/Vejprty

Während unseres Aufenthalts im Erzgebirge im Herbst 2013 waren wir in Weipert mit Peter Moučka verabredet. Nach der telefonischen Beschreibung von Walter Enzmann fanden wir auf Anhieb das betreffende Haus. Peter Moučka wusste gar nicht so genau, warum wir ihn überhaupt treffen wollten. Wir waren einander bis dahin ja noch niemals begegnet, waren uns völlig fremd.

Bei der Begrüßung sagte ich ihm auf seinen fragenden Blick mit etwas unsicherer Stimme: „Herr Mautschka (so haben wir den Namen immer ausgesprochen), ihr Vater hat meinem Bruder 1945 das Leben gerettet. Ich bin gekommen, um mich hier und heute bei Ihnen anstelle Ihres Vaters zu bedanken.“ Über die traurige Geschichte werde ich gleich berichten:

Die Eltern von Peter Moučka wohnten in Reischdorf uns genau gegenüber auf der anderen Straßenseite. Die Mutter war Deutsche, der Vater ein Tscheche. Sie lebten in einer harmonischen Mischehe. Nach Kriegsende entledigten sich die Soldaten aller ihrer Waffen und Munition. Überall lagen Gewehre und Revolver in der Gegend umher. Für halbwüchsige Jungen ein gefundenes Revier, sich solch eine Wunderwaffe anzueignen. Allerdings war der Waffenbesitz bei Todesstrafe verboten.

Eines Tages kam Vater František Moučka zu meinem Vater und berichtete ihm, wie er beobachtet hatte, dass mein damals 15jähriger Bruder Ernst Pöschl unter dem Holzstapel neben dem Haus einen Revolver versteckt hatte. Er bat meinen Vater, aus Sorge über mögliche unangenehme Folgen, ihm diesen Revolver zu überlassen. Schweren Herzens und erst nach gutem Zureden übergab mein Bruder die Waffe an Herrn Moučka. Weitere vier gleichaltrige Jungen hatten ebenfalls solche Waffen in das Haus des einen Freundes geschafft. Vor Schrecken und Angst hatte dessen Mutter dieselben auf dem Feld vergraben. Sie war dabei beobachtet worden und umgehend wurden die Tschechen davon in Kenntnis gesetzt. Kurz darauf wurden die Frau, die vier Jungen und auch mein Bruder verhaftet und nach Preßnitz in das Gefängnis abgeführt. Hier wurden sie misshandelt und bekamen nichts zu essen. Folglich machten sich die Mütter – auch meine – täglich auf den Weg nach Preßnitz und brachten ihren Söhnen etwas zu Essen. Am Morgen des 21. Juni 1945 kam ihr mein Bruder ganz verstört auf halbem Weg entgegengelaufen und wollte nur nach Hause. Nach Hause! In der Nacht mussten die Jungen und die Mutter, mit Hacken und Schaufeln ausgestattet, zum Friedhof marschieren und ein Grab ausschaufeln. An der Friedhofsmauer wurde einer nach dem anderen vor den Augen der Frau erschossen. Das letzte Opfer wurde die Mutter selbst.

Ob Peter Moučka jemals von diesem grauenhaften Geschehen erfahren hatte, oder meinen Ausführungen einfach nur geduldig zugehört hat, mag ich nicht ermesen. Der große starke Mann nahm mich in seine Arme und konnte seine



František Moučka

Tränen nicht verbergen. Für mich war dieser bewegende Moment einer von denen, die ich in meinem Leben niemals vergessen werde.

Peter Moučka führte uns zum Friedhof von Weipert und zeigte uns das Denkmal für die Verstorbenen aus Reischdorf, die hierhin vor der Zerstörung des Ortes umgebettet worden waren.

Denkmal



Auch am Grab seiner Eltern und seines Bruders hielten wir eine kurze Gedenkminute ein. An der Friedhofsmauer reihten sich künstlerisch gestaltete Grabmale aus wertvollem Gestein wie kleine Tempel aneinander. Die Inschriften der Namen und Berufe ließen daraus schließen, dass in Weipert früher viele wohlhabende Bürger gelebt hatten.

Unser nächstes Ziel wurde das neu restaurierte und am 3. Juli 2013 wieder eingeweihte ehrwürdige Denkmal an den weit über das Erzgebirge hinaus bekannten Heimatdichter und -Sänger Anton Günther. „Günther Ruh“ liegt einsam an einem sehr langen Weg auf steinigem und schroffem Gelände im Wald. Hier standen bis nach dem Krieg die prächtigen Villen und stattlichen Häuser der einst sehr reichen und wohlhabenden Fabrikbesitzer.

Der überaus geduldige und liebenswerte Peter Moučka erfüllte uns auch noch den Wunsch, das Gebäude des damaligen Sammellagers, in dem so viele tausend Menschen ihre letzten Wochen und Tage im Sudetenland verbringen mussten, aufzusuchen. In dem Lagerkomplex war auch ein Gefangenenentrakt integriert.

In diesen
Gebäuden
in Weipert
war 1946 das
Abschiebelager
für viele Sudeten-
deutsche aus dem
Erzgebirge.



Die Gebäude mit ihren in den Himmel ragenden Schornsteinen stehen alle noch wie damals. Nur ist von dem geschäftigen Leben und Treiben der Menschen, dem unermüdlichen Surren der Garn-Spulmaschinen auch gar nichts mehr wahrzunehmen, wertlos und vernachlässigt ohne erkennbare Perspektive.

Unser letztes Ziel galt dem kleinen schlichten Eisenkreuz gegenüber dem Steinbruch am Sandberg an der Straße von Reischdorf nach Kretscham in Richtung Kaaden. Hier wurden die am 10. Juni 1945 erschossenen sechs unschuldigen Männer aus Reischdorf unter einem einfachen Erdhügel verscharrt. Diese Männer waren drei Tage zuvor in den Keller des Reischdorfer Bahnhofs getrieben worden. Misshandelt, gequält, gefoltert und bis zur Bewusstlosigkeit geschlagen. Der Hass der Tschechen kannte offensichtlich keine Grenzen. Die so gepeinigten Opfer wurden in Richtung Sandberg getrieben und „auf der Flucht“ von hinten erschossen.



Gedenkkreuz

Nach diesen tiefen und nahegehenden Eindrücken erzählte uns Peter in fließendem Deutsch, aber mit nicht zu überhörendem tschechischem Einschlag, aus seinem beschwerlichen Leben im Tschechischen der Nachkriegszeit.

Nicht lange nach der Vertreibung mussten auch seine Eltern Reischdorf verlassen. Sie wurden umgesiedelt in eine Region in Südböhmen. Dort wurde er 1948 geboren. Sein Vater stand immer unter Verdacht, er hätte schon vor 1945 mehr auf Seite der Deutschen gestanden. Sicher genoss er seinen deutschen Mitbürgern gegenüber viele Vorteile, besonders bei der Vergabe der Lebensmittelkarten. So half er hier und da schon einmal aus und gab einen Teil davon an Deutsche weiter und half, wo er konnte. Peter erinnert sich, als er vielleicht vier Jahre alt war, wurde der Vater nach Joachimsthal in das Gefängnis vorgeladen. Wieder wurde er verhört, wieder wegen seiner Deutschfreundlichkeit angeklagt. Aber nach drei Tagen wurde er unbeschadet wieder nach Hause entlassen. Als sich die Möglichkeit bot, wieder nach Reischdorf zurückzukehren, machten sie sich sofort auf den Weg dahin. Nur – da gab es gar keine Möglichkeit mehr zu wohnen. Viele Zigeuner hatten sich in der Zwischenzeit angesiedelt. Passende Häuser waren belegt, der Rest nicht mehr bewohnbar oder gar schon verkommen und verfallen. In Preßnitz, auch ein Opfer des Stausees, fanden sie endlich ein kleines, einigermaßen brauchbares Haus. Die Mutter stellte öfter Überlegungen an, mit der Familie in den Westen zu gehen. Dort lebten alle ihre Verwandten in guten Verhältnissen. Aber der Traum seines Vaters war immer, einmal ein eigenes kleines Häuschen in der Heimat zu besitzen. Nach intensiver Suche fand er dann das „Traumhaus“ in Weipert. Dort siedelten sie sich endgültig an.

Für Peter begann die Diskriminierung in der Schule. Wegen seiner deutschen Wurzeln wurden ihm bei jeder sich bietenden Möglichkeit Hindernisse in den Weg geschoben, besonders von Seiten der Lehrer. Ein alter Russischlehrer ließ über Peters Schwester ausrichten, er sei ein „Duřak“ – ein Dummkopf. Auch während seiner Lehrzeit wurde er immer wieder zum Außenseiter gestempelt. Häufig wusste er nicht, ob er Deutscher oder Tscheche ist.

Seinen Wehrdienst absolvierte er an einem Standort ganz in der Nähe der deutschen Grenze. Ein Kumpel bot ihm an, mit ihm zusammen in den Westen zu türmen. Das verlockende Angebot war für Peter kein Thema. Sollte er denn seine geliebten Eltern einfach so in Stich lassen – einfach allein zurück lassen?

Peter heiratete eine deutsche Frau aus Weipert und gründete eine Familie. Auch seinen beiden Söhnen widerfuhr beim Schulbesuch ähnliche Widerlichkeiten wie ihm selbst. Teils sogar noch von den gleichen Lehrern. Seine Enkelin dagegen besucht eine deutsche Schule und beherrscht die deutsche Sprache perfekt. Auch hat sie schon ein halbes Jahr lang mit einer Klassenkameradin italienischer Herkunft in deren Heimat eine italienische Schule besucht.

In Peters Familie wurde immer deutsch gesprochen – möglicherweise sogar böhmischer Dialekt. Ebenso beherrschen auch seine beiden Söhne die deutsche Sprache. Nach dem Tod der Eltern wurde das „Traumhaus“ verkauft. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite bewohnt er mit seiner Frau und der Familie seines Sohnes ein großes Haus mit einem schönen Garten.

Marlene Gömpel
und Peter Moučka
2013



Die Begegnung mit Peter Moučka war für uns eine große Bereicherung, besonders natürlich für mich. Der hohe Stellenwert unserer gemeinsamen Wurzeln wurde insofern noch bestärkt, als wir beide uns über längere Gesprächsphasen im böhmischen Dialekt unterhielten. Wir haben in ihm einen großartigen Menschen kennengelernt.

Nach der Besichtigung des vorbildlich und aufwändig restaurierten Stadtkerns von Komotau fuhren wir weiter nach Deutschneudorf, gelegen auf dem Kamm des Erzgebirges. Auf den Spuren des berüchtigten Todesmarsches vom Juni 1945 führte uns der Weg über Görkau und Gebirgsneudorf dem Erzgebirgskamm entgegen. Zunächst nur allmählich, aber dann in nicht enden wollenden Serpentin, quält sich die schmale Straße an mehreren kleinen Orten vorbei, immer steiler den Weg hinauf. In mir regte sich ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend, nicht nur der vielen Kurven wegen! Nach geraumer Zeit hatten wir endlich den hoch gelegenen Grenzübergang nach Deutschland erreicht

In dem idyllischen Ort Deutschneudorf richtete sich unser Augenmerk sofort auf das kunstvoll und angemessen gestaltete Denkmal. Auf dem behauenen Steinblock sind sechs der beteiligten Männer, vom ältesten bis hin zum jüngsten, symbolisch dargestellt für die vielen gemarterten und zu Tode getriebenen Menschen. Auf der rechten Seite des Denkmals ergänzt eine beschriftete Platte, auf einem schlichten Steinsockel befestigt, den denkwürdigen Platz. Der Inhalt des Textes möchte sich dem stillen Betrachter bis tief in seine Seele brennen. Bitte blättern Sie zurück zu Seite 64!

Diese Gedenkstätte wurde am 26. Juli 2003 eingeweiht. Jedes Jahr im August findet ein Gedenkmarsch von Komotau aus bis hinauf zu dem Denkmal statt. Eine beachtlich große Menschenmenge bewegt sich dann auf dem ca. 25 km langen Weg von 340 m Meereshöhe in Komotau auf stolze 660 m in Deutschneudorf zu. An dieser von einer Gruppe junger Tschechen organisierten Veranstaltung nehmen auch Schüler der Komotauer Schulen teil.

Erika Fuksova, geb. Seifert

Görkau / Jirkov

Eine Zeitzeugin aus Görkau im heutigen Tschechien, die wir zufällig während eines gemeinsamen Besuches mit meiner Schwester und deren Mann bei der Wallfahrt in Quinau / Květnov (nördlich von Komotau im Erzgebirge) 2012 getroffen hatten, kam mit unserem Schwager ins Gespräch.

Frau Erika Fuksová erzählte, dass sie 1946 in Tschechien zurückbleiben musste. Trotz mehrerer Gesuche hatte sie nie die gewünschte Ausreiseerlaubnis erhalten. Nach unserer persönlichen Kontaktaufnahme per Telefon war sie bereit, uns zwei sehr informative Berichte zu übermitteln.

Im Sommer 2013 waren wir nachmittags mit Frau Erika Fuksová in Görkau verabredet. Zuvor hatten wir den kurzen Umweg nach Malthuern gemacht. Dieser heute überwiegend von Industrie geprägte Ort war wegen der hier geschehenen Greueltaten im deutschen Zwangsarbeitslager (KZ) während des Krieges verschrien und gefürchtet. Im Mai 1945 hatte sich das Blatt gewendet und die tschechische Obrigkeit setzte das grausame Spiel auf ihre Art an den Deutschen fort.

Wir holten Frau Fuksová pünktlich in ihrer Wohnung ab. In einem Café in der Stadt konnten wir zwanglos miteinander plaudern. Anhand ihrer Berichte, die sie uns kurz vorher schon zugesandt hatte, waren wir sehr gut vorbereitet und konnten ihre Darstellungen noch etwas vertiefen. Frau Fuksova war sehr traurig, und sie sprach darüber, wie gut es ihr tut, Menschen zu begegnen, die sich für ihr persönliches Schicksal in Tschechien interessieren. Darum war sie auch bereit, einen Beitrag zu unserem Buch zu leisten.



Horst Gömpel

Frau Fuksova
2013

Marlene Gömpel

In den beiden folgenden Berichten erzählt sie im ersten, wie sie als 11jähriges Mädchen hinter dem Fenster versteckt, heimlich den Transport der vielen Männer beobachtete und im zweiten über ihren Lebensweg, wie er ihr in Tschechien unausweichbar vorgegeben wurde.

Mein Leben in Tschechien.

„Ich bin 1934 als Erika Seifert in Görkau (Jirkov) bei Komotau (Chomutov) am Fuße des böhmischen Erzgebirges zur Welt gekommen. Also war ich 1945 elf Jahre alt. Im Herbst mussten wir, Eltern, Großeltern und Tante, sie war 21 Jahre, in ein Lager bei Seestadt, das verwandt und voller Flöhe war. Auch andere deutsche Familien aus Görkau mussten dort hin. Wie lange wir dort waren, weiß ich nicht mehr, aber einige Wochen waren es schon. Vater und Opa mussten von dort aus weiter zum Schacht gehen, der nicht weit weg war. Als wir dann nach Hause zurückkamen, waren alle Deutschen aus unserem Haus am Marktplatz und Umgebung ausgesiedelt (vertrieben). Wir Kinder durften erst 1947 wieder zur Schule gehen, aber in die tschechische!

Anfang 1945 hatte unsere Stadt 7.000 deutsche Einwohner und nur acht tschechische – heute sind es 21.000. Nach dem Krieg konnte ich kein Wort tschechisch. Das musste ich erst lernen. Wir Kinder mussten Obst aufklauben und pflücken gehen. Dafür konnten wir eine weiße Armbinde mit P darauf, das bedeutete „Arbeiter“, tragen. Trotzdem bekamen wir manchen Stoß. Als ich 1949 aus der Schule kam, durften wir deutschen Kinder keinen Beruf lernen. Wir mussten in der Schwerindustrie arbeiten. Bei uns im Haus am Marktplatz war das Rote Kreuz untergebracht, und ein älterer Mann hat mir erlaubt, dort nach meiner Arbeitszeit auszuhelfen. Ich habe mich öfter mit ihm unterhalten und ihm von meinen Wünschen erzählt, dass ich Kinderärztin werden wollte, es nun aber nicht ginge. Er hat dann für mich einen Antrag an das Gesundheitsministerium gestellt, ob ich nicht wenigstens in die Schwesternschule gehen könnte. Es hat ein Jahr gedauert, er hat aber immer wieder nachgefragt, bis ich 1952 endlich wenigstens die Schwesternschule besuchen durfte. Ich bin Kinderkrankenschwester geworden und habe einen Platz in Tetschen-Bodenbach antreten müssen. Ich habe dort auf der Geburtsstation gearbeitet. Das hat mir gut gefallen, aber ich hatte großes Heimweh. Ich habe immer wieder angefragt, ob ich nach Komotau versetzt werden könnte. Nach zwei Jahren ist es mir endlich gelungen. In Komotau habe ich auf der Säuglingsabteilung bis zu meiner eigenen Entbindung gearbeitet. Nachher in der Kinderkrippe und in den letzten zehn von 38 Arbeitsjahren im Pflegeheim für langwierig kranke Erwachsene. Im Ministerium musste ich mich bis 1956 einmal pro Jahr melden, aber auch bei jeder Veränderung. Auch noch, als wir 1953 die tschechische Staatsangehörigkeit bekamen.

Ich möchte noch dazu erwähnen, dass ich im deutschen Kulturverband und auch im deutschen Begegnungszentrum aktiv tätig bin. Die ehrenamtliche Mitarbeit in beiden Einrichtungen macht mir sehr viel Freude und hilft mir über manchen Kummer hinweg“.

Frau Fuksova war mit einem Tschechen verheiratet. Er war damals bereit gewesen, mit ihr nach Deutschland zu gehen. Aber mehrere Anträge auf eine Ausreise wurden immer wieder abgelehnt. Heute ist die 79jährige, geistig überaus rüstige Dame, verwitwet und lebt in einer gemütlichen Wohnung am Stadtrand von Görkau. Zu ihren deutschen Freundinnen pflegt sie engen und regelmäßigen Kontakt. Mit ihnen zusammen nimmt sie häufig an den vielen sich bietenden kulturellen Veranstaltungen teil.

Gabriela hatten wir im Frühjahr 2012 auf einer Kurzreise zum Altvater und in das Riesengebirge zufällig in dem Verkehrsbüro in Zuckmantel kennengelernt. In fast fließendem Deutsch hat sie uns den schwierigen Weg nach Lerchenfeld, das durch eine Grenzverschiebung jetzt zu Polen gehört, beschrieben und auf der Karte gekennzeichnet. Ihre nette Art, sich in deutsch zu artikulieren, machte uns neugierig. So erfuhren wir, dass ihre Mutter Deutsche war und mit ihren beiden Töchtern innerhalb der Familie nur deutsch gesprochen hatte. Ohne jemals eine deutsche Schule zu besuchen oder gar Unterricht in der deutschen Sprache zu erhalten, hatte sie während des Studiums unter anderem das Fach Deutsch belegt, um auch das Schreiben in deutsch einigermaßen zu beherrschen. Für unsere Bitte, uns freundlicherweise eine kurze Aufzeichnung über das Leben ihrer Mutter zu erstellen, brachte sie uns viel Verständnis entgegen, erbat sich aber gleichzeitig, sich ausreichend Zeit dafür zu nehmen.

Ihren Bericht, den sie uns per E-Mail übersandte, haben wir, um dessen Glaubwürdigkeit nicht zu schmälern, in ihrem originalen Wortlaut übernommen:

„Marketa Görlichova, geb. Lehrich, am 13. Juli 1929 in Reihwiesen.
Eltern: Johann und Maria Lehrich.

Meine Mutter hat ihre Kindheit in Reihwiesen verbracht mit ihrem Bruder Hans, der um fünf Jahre älter war als sie. Die Familie besaß das Haus Nr. 14, welches noch in Reihwiesen steht. Der Opa Johann war Waldarbeiter und Metzger, die Oma war Hausfrau. Sie hatten sieben ha Feld, Wald, Kühe usw. Der Bruder Hans musste zu der Wehrmacht einrücken.

Nach Ende des Krieges wurde unser Opa verhaftet, ohne Grund beschuldigt und nach kurzem Prozess ins Gefängnis nach Troppau gebracht. Ein „Freund“ hat es so geschickt eingerichtet, er selbst hat sich so gerettet. Meine Mutter und Oma mussten dann auf die Zwangsarbeit nach Südmähren. Sie waren in Großbittesch / Velká Bíteš bei einem Bauern. Dort hatte die Mutter geheiratet und bekam zwei Jungen, Hans 1950 und Ernst 1952. Das Glück dauerte nicht lange. Der Mann ist tödlich verunglückt.

1954 wurde der Opa aus dem Gefängnis entlassen und ist zu seiner Familie nach Südmähren gekommen. Damals hat die Familie beschlossen, dass sie zu ihrer ehemaligen Familie nach Deutschland möchte. Die Mama ist mit dem Zug nach Prag gefahren, um die Dokumente zum Auswandern zu bekommen. Sie konnte kein Wort tschechisch. In Prag ist sie dann mit der Straßenbahn gefahren bis zu der Endstation. Der Fahrer hat zu ihr gesagt, dass sie aussteigen muss, dass es die Endstation ist. Aber sie hat gesagt, dass sie auf die Botschaft muss. Irgendwie hat es der Fahrer ihr erklärt und die Mama hat die Botschaft gefunden und die Bewilligung zur Ausreise nach Deutschland bekommen für die ganze Familie. Voll Glück ist sie zurück nach Großbittesch / Velká Bíteš gekommen. Die Familie hatte schon alles gepackt und vorbereitet gehabt und sie wollten fortfahren. In dem Augenblick ist die Polizei mit dem Bauern gekommen und sie haben es nicht erlaubt, weil der Bauer keinen Ersatz für sie hatte, und er brauchte die

„Dummen“ Deutschen zur Arbeit. Die Oma bekam von dieser ganzen Situation einen Anfall. Sie hatte so lange geweint, dass sie in das Krankenhaus nach Groß Meseritsch/Velké Meziříčí musste. Der Arzt hatte damals gesagt, dass es nicht mehr passieren darf, sonst könne sie es nicht überleben.

Dem Opa hatte es in Südmähren nicht gefallen, und weil sie nicht nach Deutschland kamen, wollte er 1958 ?? zurück in die alte Heimat nach Reihwiesen. Sein Haus war schon besetzt, da mussten sie in einer Scheune leben. In der Zeit ist ein Freund in Hermannstadt/Heřmanovice, Herr Franz Rieger, gekommen und sagte, so könnt ihr nicht leben. Er hat noch gesagt, dass jetzt ein Haus in der Nachbarschaft in Hermannstadt (nahe Niklasdorf) leer ist. Damals hat der Opa das Haus Nr. 154 gekauft und die Familie ist umgezogen nach Hermannstadt.

Im Februar ist die Oma nach einer, wie man heute sagt, banalen Operation – Blinddarm – gestorben, sie war nicht 60 Jahre alt. Nach zehn Jahren ist auch der Opa gestorben. Es war die letzte Beerdigung in Hermannstadt, welche aus dem Haus stattgefunden hat.

1960 hat dann meine Mutter meinen Vater kennen gelernt, Herbert Görlich, der auch in Reihwiesen mit seinem Bruder Gerhard und der Mutter Waltraud Görlich lebte. 1962 haben sie geheiratet. Zusammen haben sie dann in Hermannstadt gelebt und uns zwei Töchter Marketa und Gabriela groß gezogen.

Unsere Mutter ist am 10. Dezember 2010 zu Hause im Kreise der Familie gestorben.“



Kirche Maria Himmelfahrt in Zuckmantel

In dem bereits angeführten Buch „bei uns verblieben“ fanden wir den folgenden Artikel über Herrn Richard Šulko. Mit Herrn Richard Richter (siehe Kapitel VII, Seite 409) hatten wir umgehend Kontakt aufgenommen. Durch ihn haben wir über die vielen Aktivitäten seines Landmannes erfahren, er sandte uns auch den beigegefügtten Vortragsbericht. Wir haben Herrn Šulko angeschrieben und gebeten, er hat uns freundlicherweise gestattet, seinen Lebenslauf und den Vortragsbericht zu veröffentlichen. Den Vortrag hat er im Jahr 2010 bei der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Bayreuth gehalten. Der Vorstandssprecher, Herr Kees, hat uns ebenfalls die Veröffentlichung seines Berichts gestattet.

„Ich sehe es als Verpflichtung und es macht auch herrlich Spaß“⁴³⁴⁾

Richard Šulko wurde am 16. September 1960 in Pilsen [Plzen] geboren, wo er auch zur Schule ging. Seine Kindheit aber verbrachte er bei seiner Urgroßmutter in Netschetin [Nečtiny] inmitten des Egerlandes. Unter der Woche lebte er also in einem tschechischen Umfeld in der Stadt und am Wochenende in einem deutschen auf dem Land. Für ihn als Kind war das aber ganz natürlich und stellte überhaupt kein Problem dar. Heute bezeichnet er sich als Deutsch-Böhme oder Egerländer.

Seine Urgroßmutter war es, die ihm Deutsch beigebracht hat. Aber nicht nur die Sprache, sondern auch traditionelle christliche Werte wie Zusammenhalt, Nächstenliebe und Traditionspflege hat sie ihm mitgegeben. Diese Werte achtet Richard Šulko auch heute noch, sowohl im Privatleben – er ist verheiratet und hat drei Kinder – als auch bei seiner Arbeit für die deutsche Minderheit. Das war nicht immer leicht, denn zur Zeit des Kommunismus wurden ihm in seinem Werdegang wegen seiner deutschen Herkunft und seines christlichen Glaubens Steine in den Weg gelegt. Aber auch aus den Steinen, die einem in den Weg gelegt werden, kann man schöne Häuser bauen: Richard Šulko hat sich nicht unterkriegen lassen und ist mittlerweile ein erfolgreicher Geschäftsmann. Seine perfekten Kenntnisse des Hochdeutschen, die ihm heute im Berufsleben zugutekommen, musste er sich mühsam neben den Verpflichtungen für Schule und Studium erarbeiten.



Im Sommer 1989 beschloss die Familie aufgrund der aussichtslosen Situation in der Tschechoslowakei, nach Deutschland auszuwandern. Zum Glück aber kreuzte die „Samtene Revolution“ diese Pläne: Richard Šulko ist heute froh, dass er in seiner Heimat geblieben ist. Schon bald nach der Wende begann er, die Interessen der deutschen Minderheit zu vertreten. Er ist mittlerweile seit knapp zwanzig Jahren

434) Lebenslauf aus: bei uns verblieben, S. 314

Vorsitzender des „Bundes der Deutschen – Landschaft Egerland“ und außerdem Mitglied im Präsidium der Landesversammlung. Vor allem bei der Pflege und Weitergabe des deutschen Brauchtums ist Richard Šulko sehr engagiert. Er schreibt Gedichte in Mundart, führt die Tradition des Volkstanzes fort und tritt mit seinem jüngsten Sohn regelmäßig bei Veranstaltungen auf. Sein Haus in Netschetin hat er in der typisch deutschen Bauweise der Region errichten lassen, und für die jüngste Enkeltochter wurde die Anfertigung einer Tracht schon in Auftrag gegeben.

Wie geht es den Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien?

Im sehr gut besuchten Historischen Rathaussaal in Bayreuth boten die Sudetendeutsche Landsmannschaft und die Katholische Erwachsenenbildung gemeinsam am 12. Juni 2010 einen Vortrag mit dem Thema „21 Jahre nach der Wende: Wie geht es den Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien?“ an. Referent war Richard Šulko (49) aus Pilsen, Vorsitzender vom „Bund der Deutschen – Region Egerland“:

Mit der Vertreibung der rund 3,5 Millionen Sudetendeutschen 1945/1946 sind nicht alle Deutschen aus ihrer Heimat ausgewiesen worden. In den Industriegebieten, überwiegend in Nordböhmen, brauchten die Tschechen sie als Facharbeiter. Sie mussten deshalb unter erschwerten Lebensbedingungen bleiben. Über diese 1946 rund 270.000 heimatverbliebenen Deutschen und deren Nachkommen berichtete Richard Šulko in seinem Vortrag. Richard wurde 1960 als Sohn einer deutschen Mutter und eines slowakischen Vaters im Egerland geboren. Er bezeichnet sich als heimatverbliebenen Egerländer.



Nach der Wende 1989 gründete sich der Bund der Deutschen Landschaft Egerland (BdDLE), den Šulko führt. Ziel dieses Verbandes ist es, Minderheitsrechte für die heimatverbliebenen Deutschen durchzusetzen sowie eine Völkerverständigung zwischen Bürgern der Tschechischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland

herzustellen. Richard Šulko ist geprägt von der Sehnsucht nach gerechter Gleichberechtigung mit den Tschechen. Unter der kommunistischen Herrschaft ist das Deutschtum systematisch vernichtet worden. Es begann mit dem Verbot der deutschen Sprache, mit Ausgangsverboten, mit der Abgabe aller Musikinstrumente, es gab keine Lebensmittelkarten für Deutsche, Arbeitseinsatz ohne Lohn oder mindestens 20 % Lohnabzug, kein deutschsprachiger Unterricht, Diskriminierung in allen öffentlichen Bereichen und keine Rundfunksendungen in deutscher Sprache bis zum Jahr 1957. Bis 1953 waren diese Deutschen staatenlos. Die ersten Lockerungen brachte 1968 der Prager Frühling. Rund 27.000 Ausreisen von Deutschen waren die Folge. Trotz Erleichterungen blieben die Deutschen Bürger zweiter Klasse. Eigentumsansprüche blieben weiter verwehrt.

Eine weitere Zäsur folgte im Jahr 1989. In zähem Ringen gelingt es der deutschen Minderheit, mehr Rechte für sich zu erkämpfen. So werden 23 deutsche Verbände zugelassen, es gibt eine deutsche Zeitung und deutschsprachige Rundfunksendungen.

Am 7. November 1992 fand in Reichenberg die konstituierende Sitzung der „Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien“ statt. Damit haben die Deutschen in Tschechien ein demokratisch gewähltes „Parlament“ zur Durchsetzung ihrer Forderungen gegenüber dem tschechischen Staat.

Natürlich handelt es sich dabei nicht um eine staatliche Institution, und die Durchsetzungsfähigkeit bleibt begrenzt. Aufbauhilfen leisteten die Sudetendeutsche Landsmannschaft und die Eghalanda Gmoin mit Rat und Tat und finanziellen Mitteln. Es gibt inzwischen auch den Deutsch-Tschechischen-Zukunftsfonds zur Projektförderung.

Noch heute ist es im atheistischen Tschechien schwierig, ein Leben im christlichen Glauben zu führen. Nur 30 % der Tschechen geben an, einer Religionsgemeinschaft anzugehören.

Welches Fazit zieht Richard Šulko aus über zwanzig Jahren Arbeit voller Begeisterung für das „Deutschtum“ in der Tschechischen Republik? Noch immer bekennen sich rund 39.000 Menschen (Ergebnis der Volkszählung 2001) als Angehörige der deutschen Minderheit in Tschechien.

Das Verständnis unter den jungen Tschechen für die über 800 Jahre dauernde gemeinsame Geschichte nimmt zu. 14 Deutsch-Tschechische Begegnungszentren arbeiten im Sinne der Völkerverständigung. Die deutsche Minderheit wird inzwischen akzeptiert. Es gibt zweimal in der Woche eine halbstündige Rundfunksendung in deutscher Sprache. Alle zwei Wochen erscheint eine deutschsprachige Zeitung. Inzwischen gibt es eine große Zahl an Publikationen, Musikträger und Bücher in deutscher Sprache. Daneben existieren mehrere Volkstanzgruppen, Gesangschöre und Theatergruppen. Ein Bildungs- und Sozialwerk versucht, eine Milderung des Unrechts als eine Art der Entschädigung für die nach dem Kriegsende erfolgten gesundheitlichen Schädigungen herbeizuführen. Über die aufgrund des Nachbarschaftsvertrages 1992 gegründete Bohemia Troppau o.p.s können Angehörige der deutschen Volksgruppe mit



kleinen und mittelgroßen Unternehmen in der Tschechischen Republik Fördermittel erhalten. Die Deutschen haben den Status einer geschützten anerkannten Minderheit und können für Projekte Zuwendungen beantragen. Dazu gibt es bei den Bezirken und Städten Minderheitenkommissionen. Dieses Instrument funktioniert aber nur erheblich eingeschränkt.

Trotz der erkennbaren Verbesserung der Lebensverhältnisse der Deutschen in Tschechien bleiben viele Bereiche noch offen. Dazu zählt Šulko das Thema Entschädigung und Aufhebung der Beneš-Dekrete, die Durchsetzung von zweisprachigen Ortstafeln in den mehr als 14 Gemeinden mit mehr als zehn Prozent Deutschen, die Zusammenführung der Deutschen unter einem Dachorgan sowie die volle Anerkennung der Deutschen mit allen Minderheitsrechten, wie sie in dem sich weiterentwickelnden Europa üblich sind.

Manfred Kees, Vorstandssprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft Bayreuth

VII. Vertrieben – Zurückgekehrt

Die in dem Buch „bei uns verblieben“ dargestellten ausführlichen Lebensberichte sind deckungsgleich mit den uns vorliegenden drei Zeugen-Lebensläufen. Unter den Beiträgen entdeckte ich zu meiner Überraschung, dass der darin Berichtende seine Kindheit und Jugendjahre in unserem Untersuchungsgebiet, in Wollrode bei Guxhagen im Altkreis Melsungen, verbracht hat. Das machte mich neugierig, und ich wollte mehr wissen als in dem Buch stand, was Herrn Richard Richter bewogen hatte, wieder in seine Heimat, in den Böhmerwald, zurückzukehren. Wieder half mir Ondřej Matějka, von ihm erhielt ich zwei Telefonnummern von Herrn Richter, jedoch mit dem Hinweis, er habe ihn als sehr „alt“ in Erinnerung. (...) Deshalb war ich sehr froh, dass ich bei meinem ersten Versuch den Gesuchten gleich am Telefon hatte. Natürlich war er überrascht angesichts des Anrufs aus Hessen und meinem Anliegen, seinen Lebensbericht in unser Buch aufzunehmen. Es stellte sich heraus, dass wir beide im Jahre 1939 geboren sind und uns auf „gleicher Wellenlänge“ unterhalten konnten. Herr Richter hat mit seinen zusätzlichen Angaben das Interview von Frau Johanna Lindner⁴³⁵⁾ ergänzt.

Ich gehe, wenn's politisch möglich ist, wieder rüber in die Heimat!

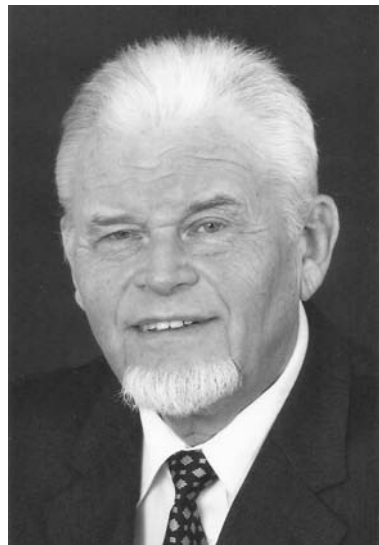
Richard Richter, geb. 1939 in Pernartitz

–

Bernartice

„Ich wurde im Juni 1939 geboren in Pernartitz, tschechisch Bernartice. Meine beiden Eltern waren Deutsche. Mein Vater hieß Johann Richter, meine Mutter Barbara, geborene Wild. Mein Vater fiel 1941 in Russland, ich habe keine weiteren Geschwister. In Pernartitz gab es keinen einzigen Tschechen. Früher hatte es wohl zwölf jüdische Familien gegeben, die aber schon kurz nach der Gründung der Tschechoslowakei 1921 oder 1922 nach Amerika auswanderten. Das waren also die einzigen, sonst war alles nur deutsch. Zum Zeitpunkt der Vertreibung waren wir fast 400 Leute, davon zwei Tschechen. Jetzt sind es 89, außer mir nur Tschechen.

Die Tschechen kamen erst Mitte 1945. Ich sehe sie heute noch, wie sie gruppenweise durchs Dorf ziehen mit ihren Lederaktentaschen unterm Arm und auf dieses Haus und jenes zeigen und es haben wollen. Da sind wir Kinder immer hinterhergerannt. Viele Pernartitzer, die ich später traf, sagten: ‚Du hast Tschechisch reden können wie eine Kalaschnikow.‘ Ja, und meine Mutter, die konnte kaum Tschechisch, ein oder zwei Wörter, nicht mehr. Sie hat bei einer tschechischen Nachbarin *mouka* und *vejce*⁴³⁶⁾ geholt.



Richard Richter im Juni 2012

435) Interview im August 2012, in: bei uns verblieben, S. 392, 2014 überarbeitet mit Herrn Richard Richter.

436) Mehl und Eier

Und dann im Sommer 1946, ich weiß jetzt den Tag nicht mehr genau, es war Mitte August, kam die Vertreibung. Erst waren da Flugblätter: wir mussten alle Wertgegenstände, Musikinstrumente, Fotoapparate, Wertsachen abgeben oben im Schulhaus. Mein Vater hatte Zither gespielt. ‚Die Instrumente‘, hat Mutter gesagt, ‚die kriegen sie nicht!‘ und hat alles mit der Axt zerschlagen im Keller unten, wo die Tischler-Werkstatt vom Vater noch war.

Und am andern Tag, so um die Mittagszeit, hatten wir uns zu versammeln, da waren schon Fuhrwerke aufgestellt, also Leiterwagen. Wir wurden zur Bahnstation transportiert. Da hat mich einer von den Schergen dort, die den Transport begleiteten, am Kopf, am Kragen, am Hemd gepackt und hat mir in den Schritt gefasst und mich in den Viehwaggon reingeworfen. Unser Transport ging in die sowjetisch besetzte Zone. Als wir in den Wald hineinfuhren, hab ich mich noch einmal umgedreht und hab mir das Dorf richtig eingepägt, so als ob es sich eingebrannt hätte, das Bild. Und das ist heute noch drinnen. Habe beim ersten Besuch nach der Vertreibung gesagt: ‚Mutter, das hier is Pernartitz.‘“

Haben Sie Erinnerungen an den Transport?

„In dem Viehwaggon war es unheimlich heiß damals im August. Der Waggon war von außen geschlossen, die seitlichen Lamellen waren zu. Und in diesem Waggon hat eine Frau ein Kind geboren. Da wurde ein weißes Bettuch vorgehalten, und die Frau dahinter hat geschrien. Einige Frauen haben der jungen Mutter geholfen, so gut es ging. Das Kind, ich glaube, ein Mädchen, ist aber gestorben. Das hat man unterwegs dann rausgegeben. Und später, schon in Deutschland drüben, ist ein älterer Mann gestorben. Den haben sie auch rausgeschafft in einem schwarzen Sack. Das sind meine Erinnerungen an diesen Transport. In Dresden wurden wir zum ersten Mal rausgelassen aus dem Wagen. Da war alles kaputt auf dem Dresdner Bahnhof. Von dort aus sind wir weitertransportiert worden in offenen Kohlenwagen nach Gotha in Thüringen. Dort waren viele Leute mit Fuhrwägen, und wir sind auf einzelne Höfe und Familien verteilt worden. Wir kamen in das Dorf Ülleben, Ülleben bei Gotha. Hier verdingte sich meine Mutter in der Landwirtschaft. Neusiedler wurden wir genannt. ‚Heimatvertrieben‘ zu sagen, war uns streng verboten.

Nachweislich war meine Familie eher der sozialdemokratischen Seite zugeordnet. Das war wohl der Grund dafür, dass wir zu den Russen gekommen sind, zu den tschechischen Waffenbrüdern. Also nicht nach Westen, weil wir in den Augen der Tschechen keine Faschisten waren. Aber meine Mutter hatte fürchterliche Angst vor den Russen, panische Angst.

Wir versuchten dann, überhaupt einmal herauszufinden, wo denn der Mutter ihre Mutter ist und ihre Geschwister. Der älteste Bruder Anton ist im Krieg gefallen, aber wo sind die anderen? Und irgendwann erfuhren wir, dass die im Hessischen sein müssen, und haben uns zur Flucht in den Westen entschlossen. Da gab es schon diese Fremdenschlepper. Der kam mit dem Aktentäschchen an, und wir mussten hundert Mark

zahlen. Wir sind auf irgendeinen Bahnhof, haben es versucht, sind raus, sind aber noch nicht einmal über die Wiese gewesen. Zack! waren wir schon geschnappt, mussten wir wieder zurück. Ja, und beim zweiten Mal, das war vielleicht ein halbes Jahr später, hat es dann geklappt. Als wir am Ziel waren, sagte der Fremdenführer: ‚Jetzt simma im Westen.‘ ‚Wieso?‘ ‚Jetzt seh’ ich Kunstdüngersäcke hier liegen.‘

Und dann kamen wir nach Kassel in die Bahnhofsmision und zum Roten Kreuz, und die haben dann gesucht. Dann hat sich’s herausgestellt, dass meine Oma in Wollrode war, bei Guxhagen. Und dort waren die Schwestern und Bruder Andreas, so fanden wir zusammen. So war das.“

Wie war es für Sie, in Deutschland Fuß zu fassen?

„Ich durfte in Wollrode bei Kassel das erste Mal eigentlich richtig die Schule besuchen. In der Tschechoslowakei war ja nichts. Ich hab die Volksschule besucht, aber acht Jahre hab ich gar nicht mehr zusammengebracht. Als ich meine Schule beendet hatte, begann ich eine Lehre als Zimmermann. Da war ich nicht schlecht – ich wurde Innungssieger, Kammersieger und Landessieger.

Ich war einer der guten Schüler in Kassel, da galt mehr meine Leistung als meine Herkunft. Ich hab aber immer gesagt: ‚Ich bin Egerländer. Ich bin Heimatvertriebener.‘ Ja, von der Sowjetzone aus bin ich geflüchtet, aber zuvor aus dem Sudetenland hatte man mich vertrieben. Das musste ich dann immer ein bisschen auseinanderhalten.

Na, damals war ja alles im Aufbau begriffen. Da waren Arbeitskräfte eigentlich rar. Ich war in meinem Leben noch keine Stunde arbeitslos, noch nie. Nach der Lehre hätte ich ein Studium gehabt zur Bauschule, aber ich ging in die weite Welt, ich zog die Fremde, die Wanderschaft, vor. In der Berufsschule hab ich die Zunftbrüder gesehen, die Wandergesellen kennengelernt. Die haben mir ein Buch gegeben: ‚Als deutscher Maurer durch das Morgenland‘, das hab ich gelesen, danach hat mein Herz für die Wanderschaft geschlagen und dann bin ich durch die Welt gezogen – von Südafrika bis Grönland, und von Sotschi im Kaukasus bis Cabo da Roca in Portugal. Ich hab auch am Äquator und in Kuwait gearbeitet.



Meine Mutter lag damals in Kassel im Marienkrankenhaus. Und ich wollte in die Fremde. Das hatte ich mir schon immer vorgenommen, darum bin ich zu Mutter ins Krankenhaus in Kassel. Sag ich: ‚Mutter, ich will auf Wanderschaft, ich will auf die Walz.‘ Für sie war das ganz schlimm, dann in der Weihnachtszeit, das hat sie sehr geschmerzt.“

Wie ist es dann dazu gekommen, dass Sie wieder nach Tschechien zurückgekehrt sind?

„Meine Mutter ist 1988 gestorben. Auf ihrem Sterbebett habe ich ihr gelobt: ‚Ich gehe, wenn’s politisch möglich ist, wieder rüber in die Heimat.‘ Ich brauche keinen Architekten, brauche keinen Statiker, ich brauche auch keine Bauleute, kann das alles selber planen, rechnen, bauen, ich bin ja von Beruf ein Baufachmann, der Millionenprojekte gebaut hat. Das war das kleinste in meinem Leben, mein eigenes Haus hier.

Du kannst normalerweise keinen Grund und Boden in der Tschechei erwerben, es sei denn, du bist mit einer Tschechin verheiratet oder gründest eine s.r.o.⁴³⁷⁾ Ungesetzliches Handeln kam für mich nicht in Frage. Ich hatte Verwandte, von meiner Mutter, der Andreas Ziegler, der lebte in Metzing (6 km westlich von Bischofteinitz, Meclov auf Tschechisch). Und der hat das Grundstück von der Gemeinde Straß / Stráž gekauft auf seinen Namen und hat es mir vererbt. Das geht legal. Meine Mutter hatte bei der Vertreibung, vermutlich in ihren Kleidern eingenäht, die Kaufverträge vom Haus, was meine Eltern 1938 gekauft hatten, und die Versicherungsabschlüsse und die Lagepläne vom Haus, und danach hab ich mich orientiert, das sind die Grundstücksmerkmale. Das heutige Schlafzimmer, das hab ich ziemlich exakt auf die Stelle vermessen, wo das frühere Elternschlafzimmer auch war, ich hab es selbst hingemessen. Und ich hab meine alte Nummer 42 auch am neuen Haus.

Ich hab 1995 angefangen mit der Bauerei hier. Und damals am 3. Oktober, das war am Tag der Deutschen Einheit, hab ich das Haus hier mit Autokran aufgerichtet. Da haben die anderen Bauunternehmer dann von Weitem mit Ferngläsern geguckt, weil ich den Dachstuhl, also den Abbund, 25 km von Pernartitz entfernt gemacht hatte. Und ich hab ein Richtfest gegeben, ein deutsch-tschechisches. Ich hab die Nachbarn eingeladen, auch die Leute von der Baufirma. Ich trug meine Zimmermannstracht, und wir zeigten ein bisschen von unserer Handwerkstradition.“

Wie war es für Sie, sich hier wieder einzuleben?

„Am Anfang wurde man natürlich beäugt. Manchmal hatte ich ganz böartige Zettel im Briefkasten drin: ‚Wenn wir dich nochmal vertreiben, dann nach Grönland, schmeißen wir dich den Eisbären vor‘, das hatte es auch gegeben. Und da waren Blutflecken dran, auch sowas hab ich im Briefkasten gehabt, des stimmt schon. Aber man kann ja nur mutmaßen, wer das war, ich bin kein Spekulant. Ich hab das weggesteckt, ich habe nicht darauf reagiert, weil sie dann schon etwas erreicht hätten, nämlich Einschüchterung. Nach und nach hatten wir mehr Umgang miteinander.

437) s.r.o = společnost s ručením omezeným, vergleichbar mit „Gesellschaft mit beschränkter Haftung“

Bald kamen die Nachbarskinder und waren neugierig, das Eis schmolz. – Also, ich habe nicht zu klagen, ich komme sehr gut aus, ich habe ein gutes Verhältnis zu den Tschechen hier. Ich sage meine Meinung, aber das wissen sie, und ansonsten, glaube ich, akzeptieren sie das auch, die Leistung nämlich, die dahintersteckt. Ich wollte einfach ein Zeichen des guten Willens setzen, mit den Menschen hier wieder in Kontakt zu kommen. Die können ja nichts dafür, sie sind ja eine junge Generation, die wenigsten von ihnen haben die Vertreibung erlebt.

Wir gehen nachbarschaftlich miteinander um – ich bring ihm was mit von drüben, na, und umgekehrt auch, wenn er raus fährt. Wenn mein Auto mal nicht anspringt, dann gibt er mir Starthilfe oder so, das machen wir schon. Ich hab gute Verhältnisse hier, wirklich. Könnte nicht klagen. So sollte es ja eigentlich sein. Ja, das Miteinander, nicht gegeneinander.

Mein Haus war als Ferien- und Wochenendhaus geplant und gebaut. Aber nach ein paar Jahren gab es einen gewaltigen Einbruch. Da hat man mich ausgeraubt, dass ich nur noch eine Hose anhatte, da war alles weg, radikal weg. Und da war ich beinahe verzweifelt. Ja, aber dann hab ich mich entschieden, dass ich ständig hier sein muss. Ich bin 95 Prozent hier drüben in Pernartitz, ich wohne ständig hier.

Die Landsleute, die sind ja scharenweise gekommen, als sich das herumgesprochen hatte. Die haben gesagt: „Mensch, da hat ja einer auf seinem Platz, wo er geboren ist, gebaut wieder! Ein neues Haus gebaut! Wie geht denn das? Wie hast du das gemacht?“ Das waren die großen Fragen. Da wurde ich immer auch gelöchert bei den Vorträgen, die ich gehalten habe.“



Fühlen Sie sich jetzt in Pernartitz zu Hause?

„Heimat ist dort, wo die Wurzeln der Kindheit sind, das ist eigentlich Heimat. Ich bin gebürtiger Egerländer. Ich hab ja nie verleugnet, dass ich Egerländer bin. Aber ich sehe mich auch als Europäer. In vielen Dingen ist zu viel Deutschtümelei dabei, das ist nicht mein Ding.

Und ich kann vielleicht mehr Tschechisch verstehen als ich zugebe. Die notwendigen Dinge kann ich schon, ja. Ich könnte mich jetzt schon mit jemandem über dieses oder jenes unterhalten, oder etwas bestellen oder so. Aber dass ich exakt lesen könnte ...

Das von Richard Richter selbst entworfene Familienwappen.

Mein Hauptwohnsitz ist in Waldmünchen, deshalb hab ich auch die deutsche Autonummer drauf. Ich bin hier ordnungsgemäß im Zweitwohnsitz gemeldet, ich hab ja auch einen ‚Vietnamesenpass‘, weil er so giftgrün ist. Wir werden ja extra gezeichnet hier, wir Ausländer. Nach Waldmünchen ins Zentrum ist es eine Strecke von 53 Kilometer. Wenn mir was passieren würde, wäre ich schneller in Deutschland im Krankenhaus als in Pilsen.

Ich bin echt auch in jedes andere Ausland gereist, einfach im Geiste der Völkerverständigung. Wir müssen einander die Hände reichen. Den Tschechen hab ich gegenüber, echt als gute Geste, als ... na, wie soll ich sagen ... ich hab verziehen, aber vergessen kann ich nicht, was mir geschah. Aber wenn man eines Tages sein Grundstück wieder zurückbekommt – da bin ich dann auch nicht dagegen. Aber dass ich jetzt von drüben, von der anderen Grenze rüber brüll: ‚Recht auf Heimat! Recht auf Heimat!‘ Ich hab es mir genommen, mein Recht. Ich hab das, was legal möglich war, genutzt, um mein Recht auf Heimat zu erlangen. Ich wohne 17 Jahre schon hier. Mir war klar, dass ich sozial einen Rückschritt mache. Und dass ich auch mit ganz anderen Widerständen zu tun haben werde, war mir auch klar. Aber ich hab gedacht, irgendjemand muss ja mal den Anfang machen. Denn als solchen wollte ich mich ja verstanden wissen. Ich fange mal an. Und im Geiste der Völkerverständigung hab ich gedacht, setze ich mal ein Zeichen.“

Wie sehen Sie die Zukunft der deutschen Minderheit in Tschechien?

„Na, solange sich die bilaterale Politik der tschechischen Regierung ... In der großen Hoffnung, es geht ja bald der Václav Klaus. Den halt ich für einen Beneš-Enkel, das ist ein Hardliner. Wenn solche Typen weiterhin das Sagen haben in der tschechischen Politik, dann wird es schwierig. Ich hoffe, dass es irgendwann einmal Leute gibt, die sich trauen, auch ihrer Bevölkerung gegenüber zu sagen: ‚Wir müssen etwas anderes tun.‘ Ich bin ja beinahe die älteste Generation, Jahrgang 1939, als Zeitzeuge, der noch da ist. Die Zukunft würde ich nicht so rosig sehen, im Moment nicht.

Ich wünsche mir, dass – was ich gesagt habe – alle im Geiste der Völkerverständigung zusammengehen, miteinander Ideen entwickeln und all die Dinge. Das hat es doch früher auch gegeben. Zum Beispiel mehr Mischehen. Gehen Sie doch nach Wien – der Pospíšil und der Svoboda und so hießen die doch alle. Man hat die längste Landesgrenze in Europa zwischen Deutschland und der Tschechei, über 800 Kilometer. Gehen Sie mal hoch, wo die Grenze ist, in Görlitz oben bis runter, weit runter nach Passau. Das muss doch gehen miteinander.

Meine Kinder sind gern hier, zum Urlaub kommen sie her, die Enkelkinder umso mehr. Aber die Söhne, die sagen: ‚Papa, es ist wunderschön hier, aber dass du da leben willst hier ...‘ Die sind eine andere Generation. Und hier von Null anfangen – ob ich das gemacht hätte, als ich noch jünger gewesen war? Ich weiß es nicht. Da bin ich heute noch nicht schlüssig. Ich bin schon oft gefragt worden: ‚Richard, würdest du es wieder machen?‘ Heute denke ich, dass ich das wahrscheinlich noch gründlicher überlegen würde als damals – aufgrund der Erfahrungen, die ich machen musste. Ich dachte,

ich mach mal den Anfang, das war wirklich der Beweggrund, ganz offiziell im Geiste der Völkerverständigung. Ich wollte einen Beitrag dazu leisten, dass das irgendwann einmal gehen muss. Auch den Jungen ... dass man mal daran denkt und sagt: ‚Du, da gab es einen, der hat es gewagt!‘: Und als solches sehe ich auch mein Hiersein in der Tschechischen Republik.“

Der Inhalt des Berichts ist hier in etwas gestraffter Form wiedergegeben, dafür ergänzen wir aber ein paar wichtige Informationen, die uns Herr Richter bei mehreren Gesprächen telefonisch vermittelt hat. „In bester Erinnerung habe ich noch die Familie Landgrebe in Wollrode, bei der wir 1948 nach unserer Flucht aus der sowjetisch besetzten Zone über die grüne Grenze eine herzliche Aufnahme erleben durften. Ich pflege heute noch Kontakt zu den damaligen Kindern Christa und Klaus. Weniger gern denke ich an den damaligen evangelischen Pfarrer Riebeling. Dieser ‚Gottesmann‘ hat den damals vertriebenen Katholiken nicht erlaubt, in seiner Kirche Gottesdienst zu feiern. Wir hatten nur die Möglichkeit, nach einem längeren Fußmarsch entweder die evangelische Kirche in Dörnhagen oder in Guxhagen zu besuchen. Meiner alten Großmutter wurde der sehr lange Fußweg bald zu schwer. So besuchte sie einfach den evangelischen Gottesdienst in Wollrode.

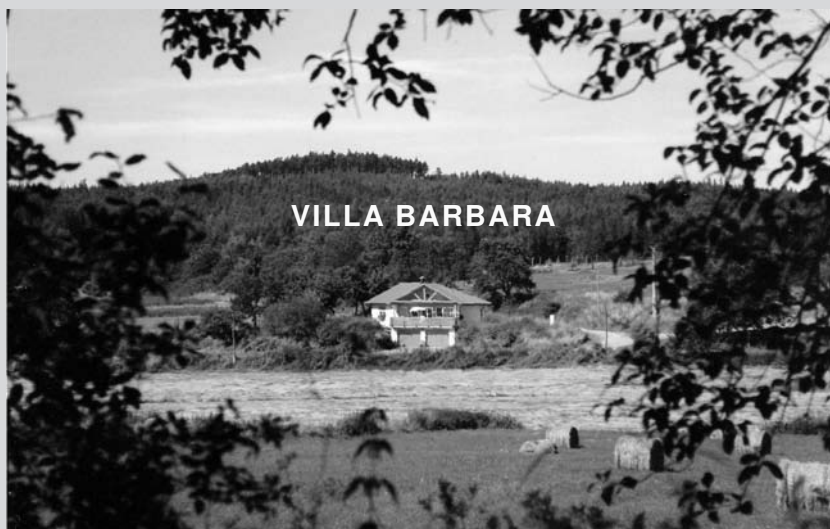
Als Herr Riebeling nach einiger Zeit davon erfuhr, hat er meine Oma zu einem seiner Lieblingsschäfchen auserkoren. Häufig lud er sie zu sich in die Wohnung ein. Hier ließ er sich von ihr ein schmackhaftes Mittagessen für seine Familie zubereiten, und zwar auf ‚böhmisch‘. Meine Oma erteilte der Pfarrersfrau dann weiteren Unterricht im Zubereiten der ‚böhmischen Küche‘.

Nach drei Jahren Wanderschaft, in denen ich zu Fuß oder mit dem Schiff die ganze Welt bereiste, entschloss ich mich 1961 endlich, im Schwarzwald sesshaft zu werden. Hier baute ich ein Haus, heiratete, und es entstand in den folgenden Jahren eine sechsköpfige Familie. Gleichzeitig bildete ich mich beruflich weiter im Beton- und Ingenieurbau. Als Bauleiter einer in Süddeutschland ansässigen Baufirma mit ca. 500 Beschäftigten war ich oft für längere Zeit im Ausland tätig. Unter anderem auch in Tschechien. Über einen guten Bekannten nahm ich dort wegen meines geplanten Bauvorhabens Kontakt zu dem damaligen Staatspräsidenten Václav Havel auf. Den Tipp, wie man auf legalem Weg Grund und Boden in Tschechien erwerben kann, erhielt ich von dem Präsidenten persönlich. Er hat mir die entsprechenden Unterlagen von seinem Amtssitz in Prag zukommen lassen.

Weil ich als Bauherr mein eigener Architekt, Bauleiter und Ausführender war, musste ich mir nach der Fertigstellung des Hauses von der örtlichen Bauaufsichtsbehörde eine amtlich beurkundete Bestätigung über die ordnungsgemäße Ausführung erstellen lassen.

In meinem Heimatort erweisen sich die Bewohner gegenseitigen Respekt. Ich engagiere mich mit dem örtlichen Pfarrer zusammen in mehreren Bereichen. So auch in dem Projekt: ‚Unser Dorf soll schöner werden‘. Ich habe zwar gute tschechische Bekannte, aber um den Hals fallen täte ich denen nicht.

Mein Haus habe ich postum meiner Mutter Barbara in Dankbarkeit für ihre Lebensleistung gewidmet. Seit 1942 hatte sie mich als Halbwaise stets gewissenhaft und fürsorglich ver- und umsorgt. Bei der Vertreibung und in all den Jahren danach hat sie sich als vorbildliche Mutter erwiesen. Deswegen halte ich sie mit der ‚Villa Barbara‘ mein Leben lang in Ehren.



Tief drin im Böhmerwald, da liegt mein Heimatort,
es ist gar lang schon her, dass ich von dort bin fort.
Doch die Erinnerung, die bleibt mir stets gewiss,
daß ich den Böhmerwald nie mehr vergiss.
Es war im Böhmerwald, wo meine Wiege stand,
im schönen, grünen Böhmerwald.

Das ist mein Haus. Ich habe es genau auf die Parzelle gebaut, auf der seinerzeit mein Eltern- und Geburtshaus stand. Ich habe es selbst geplant, entworfen, berechnet und gebaut. Und nach historischen Lageplänen habe ich das Grundstück und das neue Haus vermessen. Darüber könnte ich ein Buch schreiben und auch über die nationalistischen Schwerfälligkeiten der hiesigen Behörden.

Ich bewohne das Haus seit Weihnachten 1997 ständig, wohl wissend, daß ich mit der Rückkehr in meine geraubte Heimat einen sozialen Rückschritt machte.“

Seiner spontanen Einladung, ihn zu besuchen, wollen wir bald folgen.